Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 38 (1934-1935)
Heft: 3

Artikel: Der Mann am Fluss
Autor: Mumelter, Hubert
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-662851

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 26.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Aufgabe gestalten. Nicht immer gelingt sie auf den ersten Anhieb. Die Tremola ist wild, und unfreundlicher noch zu der Zeit, da der Frühling mit dem Sommer kämpft. Doch, sie ist nicht unerbittlich, sie läßt sich bezwingen.

Oben auf der Paßhöhe bläst ein kalter Wind. Das Eis liegt noch auf dem See. Man verspürt keine Lust, hier länger zu verweilen. So geht es gleich wieder hinunter; man atmet auf, und jeder Kilometer mehr dem Sommer entgegen beglückt uns. Wie die Steine weichen und das erste Grün uns anlacht, melden sich auch die ersten Alpenrosen. Flinke Kinderhände haben schon große Sträuße gesammelt, und sie strecken sie dem fahrenden Wagen entgegen. Nein, nein! Wenn wir Alpenrosen wollen, holen wir sie uns selber, etwas später, wenn alle Hänge rot sind von diesen brennenden Büschen.

Dort unten guckt schon die Kirche von Hospenthal. Ein paar Male links und rechts herum, und der Talboden ist erreicht. Andermatt liegt vor uns, und nun steht uns noch das ewig großartige Abenteuer bevor, die Fahrt durch die Schöllenen. Die Reuß ist gewachsen. Das schäumt und braust, das tobt und donnert. Der Riesenhexenkessel raucht. Was für einen Spürsinn hat das Volk dieser Gegend von Anbeginn gehabt, als es vermutete, in dieser ungeheuerlichen Schlucht habe einmal der Teufel sein Spiel getrieben. Freilich, die Menschen haben ihn überlistet, sie haben ihn leibhaftig an eine der Wände gemalt und wohl für ewig in diese Wildnis festgebannt.

Schade, die Spur der Seilbahn trägt etwas Künstliches in diese Welt, in der die elementaren Mächte der Natur so eine gewaltige Sprache zu uns reden. Und doch hat es auch wieder etwas für sich: es ist der Triumph des Geistes, der keine Schranken anerkennt und auch die höchsten Felswände besiegt, sie durchbohrt und sie sich untertan macht.

Je mehr wir uns dem Vierwaldstättersee nähern, um so heller und farbiger wird der Abend. Nebelheim dampft hinter uns. Vor uns ringt die Sonne sich durch die Wolken, und am Zuger See ist ihr der Durchbruch gelungen. Mächtig und unerhört feuerwerkt sie am Himmel, schleudert goldene Garben aufs Wasser und zaubert uns Bilder vor, wie nur sie es fertig bringt. Keinem Beleuchtungsinspektor des größten Theaters gelängen diese Effekte. Wir fühlen uns im großen Welttheater, in dem keine Menschenhand mehr etwas vermag.

So nimmt unsere Fahrt ein festliches Ende. Sie ist uns das Abbild eines Menschenlebens geworden, wie es sein soll, wenn es uns ganz erfüllte. Durch Höhen und Tiefen ging der Weg, durch Sturm und Sonne, und sie, die große Spenderin alles Glückes, behielt den letzten Sieg.

Zwischen Gaeta und Capua.

Schöner und schöner
Schmückt sich der Plan,
Schmeichelnde Lüfte
Wehen mich an.

Goldner die Sonne,
Blauer die Luft,
Grüner das Grüne,
Würz'ger der Duft!

Dort an dem Maishalm
Schwellend von Saft,
Sträubt sich der Aloe
Störrische Kraft!

Ölbaum, Zypresse,
Blond du, du braun,
Nickt ihr wie zierliche,
Grüßende Fraun?

Überall Schönheit,
Überall Glanz!
Was bei uns schreitet,
Schwebt hier im Tanz.

Trotz'ger Poseidon!
Wärest du dies,
Der drunten scherzt und
Murmelt so süß?

Und dies, halb Wiese,
Halb Aether zu schaun,
Es wär des Meeres
Furchtbares Graun?

Hier will ich wohnen!
Göttliche du,
Bringst du, Parthenope,
Wogen zur Ruh?

Nun denn, versuch es,
Eden der Lust,
Ebne die Wogen
Auch dieser Brust!

Grillparzer.

Der Mann am Fluß.

Novelle von Hubert Mumelter.

Wir fuhren schon vier Tage den Fluß herunter, und jeden Abend schlugen wir unser Zelt auf. Man konnte die ersten Nächte schlecht schlafen, sie fürchtete sich etwas und schreckte von den Geräuschen im Wald auf. Alle möglichen Tiere schlichen um unser Zelt, und wir hörten oft merkwürdige Schreie. Aber sie gewöhnte sich daran, es war nur zu neu für sie. Manchmal

schoß ich vom Boot aus auf ein Wild, das am Ufer stand, aber wir konnten nicht viel damit anfangen, höchstens ein Stück herausschneiden und des Abends braten. Edgar hatte Fischzeug bei sich, aber auch dafür hatten wir wenig Verwendung, weil wir unter Tags uns keine Zeit ließen. Wir sahen die ganze Zeit kaum jemanden, nur ein paar Trapper und Indianer, die uns vom Ufer zuwinkten. Aber wir hatten sehr gutes Wetter, nur waren Wasser und Luft schon ziemlich kalt. Es war September. Mittags badeten wir zwar noch immer. Unsere Stimmung war ausgezeichnet, und dieses Leben gefiel uns. Wir sahen nichts als Wälder und dahinter Berge, und wenn wir in unseren zwei Booten hintereinander herfuhren, riefen wir uns manchmal laut etwas zu, nur um diese Stille zu erschrecken. Wir brauchten auch sehr selten zu rudern, weil wir sehr schöne und oft reißende Strömung hatten.

Dann aber hatten wir Pech. Mein Boot kenterte, wir mußten an einer Klippe aufgerannt sein, denn wir schlugen ganz plötzlich um. Edgar und Lilian, die in ihrem Kanu hinter uns herkamen, nahmen eine andere Rinne zwischen den Felsen und kamen gut durch. Ich sah, daß Nan das Boot verloren hatte und abschwamm, da ließ auch ich unser Kanu los und hielt mich zu ihr, bis uns Edgars Boot zu Hilfe kam und Nan sich daran halten konnte. So hielten wir ans Ufer. Wir ließen die Frauen dort, und Edgar und ich machten uns sogleich auf die Suche nach dem abtreibenden Boot, wir ruderten aus Leibeskräften und wirklich fingen wir es ungefähr zwei Meilen flußabwärts, auch eines der Ruder und ein paar Sachen fischten wir noch aus dem Wasser. Die Strömung war in diesem Teil sehr matt, so daß wir durch starkes Rudern viel aufholen konnten.

Ein Stück oberhalb der Stelle, wo wir ans Ufer gingen, hatten wir eine Trapperhütte entdeckt, wir beschlossen, dort zu biwakieren und die Boote dorthin zu tragen. Ans Weiterfahren war sowieso für diesen Tag nicht zu denken, denn unser Kanu hatte wirklich ein Leck. Wie wir das flicken würden, wußten wir noch nicht, denn unser ganzes Reparaturzeug und viele andere Sachen, die in meinem Boot verstaut waren, fehlten. Auch ein Teil des Proviantes, mein Gewehr und Verschiedenes. Wir trugen vorerst Edgars Boot bis zur Hütte. Es war niemand dort und die Türe verschlossen. Edgar sagte, er ginge jetzt Lilian und Nan holen und ich solle

Morcote. Phot. Paul Knechtli, Zürich.

mich indessen trocknen, später wollten wir mein Boot herschaffen und dann weiter sehen. Wir machten uns nichts aus unserem Mißgeschick und lachten darüber. Als Edgar gegangen war, lief ich nackt umher und sammelte Holz zu einem Feuer, ich wollte einen schönen Lunch bereit machen, bis sie kämen. Auch der Mann mußte doch einmal wiederkommen und hatte sicher in seiner Hütte alles mögliche zur Hand, um uns zu helfen, das Boot wieder flottzukriegen. Schlimmstenfalls konnten wir auch einbrechen. Ich spürte aber deutlich einen Geruch verbrannten Holzes in der Nase, wahrscheinlich kam der Mann spätestens gegen Abend zurück. Es war jetzt Mittag vorbei.

Nach dem Lunch holten wir das zweite Boot, und als wir damit zurückkamen, saß der Mann bereits bei den Frauen vor dem Blockhaus heraußen und auch ein kleiner, dackelartiger Hund war da, der Kill hieß und uns fürchterlich anbellte. Wir begrüßten den Mann, und unser erster seltsamer Eindruck war, daß er ein Holzbein hatte. Auch sonst sah er merkwürdig und

ziemlich verwildert aus, sein Kopfhaar war ganz weiß, aber seine überaus buschigen Augenbrauen und Barthaare noch blond, und ebenso sonderbar seine Augen, hellblau und fast silbrig wie Wasserglanz. Man sah in seine Augen nicht hinein. Seine Aussprache ließ uns gleich seine skandinavische Abstammung vermuten, und Edgar, dessen Reporterneugier sich sofort rührte, fragte ihn. Ja, er stamme aus Norwegen. Woher? Balsfjörden im Malangerfjord sei seine Heimat. Wo denn das liege? Ganz im Norden bei Tromsö. Wie lange er schon in den Staaten sei? Vierzehn Jahre ungefähr. Und immer als Trapper? Nein, nicht immer als Trapper.

Die Sonne schien noch, sie stand über den Waldkuppeln und Bergketten jenseits des Flusses. Wir rauchten ein paar Pfeifen zusammen, unser Tabak schmeckte dem Mann. Er schien sich sogar über unseren Besuch zu freuen und bot uns gleich sein Blockhaus für die Nacht an, aber wir beschlossen, doch in unserem Zelt zu nächtigen. Besonders die Frauen waren dafür, denn das Innere der Behausung machte ihnen keinen sehr vertrauenerweckenden Eindruck, außerdem fehlte es wirklich an Platz für uns vier und dann fürchteten sie sich vor Ungeziefer. Die einzige, allerdings sehr geräumige Schlafstätte war ein Durcheinander von Fellen und Decken, und auch sonst war der Raum um den eisernen Herd angefüllt mit allem möglichen, hauptsächlich Fallen, Jagd- und Fischzeug. Nur an dem kleinen Wandtisch unterm Fenster herrschte einige Ordnung, auf einem Regal standen auch ein paar Bücher und Magazine. Das war etwas sonderbar, aber aus dem Mann war nicht viel herauszubringen. Nur daß er seinen Fuß bei den großen Waldschlägerungen weiter südlich verloren habe, erfuhren wir, er habe damals einen guten Job als Aufseher gehabt, das war nun sieben Jahre her, nachher sei er den Fluß herauf und habe dieses Leben angefangen. Alle Monate einmal mache er den dreitägigen Fußmarsch in die Stadt, wo er seine Unfallrente behebe und dafür Proviant und was er brauche, heimschaffe. Wie er denn das mit seinem Bein zuwege bringe, fragte Edgar. Oh, es ginge ganz gut, meinte der Mann.

Warum er dann nicht gleich in der Stadt bleibe? fragte Edgar.

„Ich habe dort niemanden. Und ich liebe die Wälder mehr," antwortete er.

„Warum versuchen Sie nicht heimzukommen?" fragte Nan.

„Das ist vorbei."

„Haben Sie nicht Heimweh?"

„Jetzt nicht mehr."

Hinter dem Mann steckte etwas, etwas Geheimnisvolles und Verrücktes.

Wir machten uns daran, unser Kanu instand zu setzen, und der Alte half uns sehr, er schlug vor, ein Stück frischer Birkenrinde über das Leck zu nageln. Er holte das Rindenstück selbst aus dem Wald und dann Nägel und Hammer aus der Hütte. Wir wunderten uns, wie gut er gehen konnte, er stützte sich nur leicht auf einen Stock mit einem natürlichen Astknoten als Griff. Den Stock hatte er beständig an einem Lederriemen am Handgelenk hängen, auch wenn er mit der Hand beschäftigt war; er machte die Sache sehr geschickt. Mittels einer Masse aus Harz und allem möglichen, die er anscheinend selbst für sein Boot benützte, dichteten wir die Ränder und dann erprobten wir den Erfolg im Wasser. Das Boot hielt nun wirklich dicht.

Wir suchten unsere Rumflasche hervor. Der Mann besah sich die Etikette und nickte. Er ließ sich nicht bitten.

„Ihr Nordländer trinkt ja so Zeugs mächtig," sagte Nan.

„Was waren Sie denn drüben?" fragte Edgar. „Fischer. Aber manchmal fuhren wir über Winter auf die Pelztierjagd nach dem Norden."

„Skaal", sagte Nan, um ihn endlich zum Trinken zu bewegen. Der Mann sah sie plötzlich an. Ich sah seine eisblauen Augen sich plötzlich wie verdichten.

„Skaal," sagte er und machte einen Schluck aus dem Becher.

„Wir sind auch von drüben," sagte Nan lächelnd. Jetzt musterte er uns alle der Reihe nach.

„Nur meine Frau und ich, wir sind Deutsche," erklärte ich.

„Aber wir haben auch Freunde in Norwegen," sagte Nan.

Ich sagte auf norwegisch: „Ich war zweimal bis Drontheim, Norwegen ist sehr schön."

„Ja, es ist sehr schön," sagte der Mann.

Edgar und Lilian machten sich daran, unser Zelt für die Nacht aufzuschlagen. Das machten immer sie, sehr flott und gut, sie waren es gewohnt, weil sie sehr viel Kanutouren machten, und das Zelt war ihres. Wir sahen zu, auch den Mann interessierte das sehr. Nan schenkte ihm wieder Rum nach. Wir hatten wohl unsere Absichten damit.

„Den haben wir von drüben mit," sagte Nan.

„Verdammt gut. Hier zahlt man es nicht," sagte er.

„Trinken Sie sonst nie?" fragte Nan.

„Nein, im Winter manchmal."

„Ist das nicht schrecklich?"

„Es gibt Schrecklicheres," lächelte der Mann.

„Sind Sie immer allein hier?"

„O ja, manchmal kommt einer vorbei, auch Boote manchmal und Flöße im Frühjahr."

„Aber die anderen Trapper leben doch nicht so allein?"

„Sicher."

„Warum haben Sie nicht geheiratet?"

„Ich war verheiratet!"

„Drüben?"

„Ja, drüben."

Nan gab sich vergeblich Mühe. Es wurde immer mehr Abend und sehr kühl. Das Rauschen des Flusses nahm für unser Ohr zu, man vernahm gleichsam plastischer das Ziehen der Wasser in der Stille. Die Wälder zur anderen Seite buschten sich in tiefen Farben gegen den gelblichen Himmel. Die Wasservögel schrien jetzt lauter.

„Lebt Ihre Frau noch?" fragte Nan.

„Ich weiß nicht."

Ich sagte: „In zwei Wochen fahren wir wieder hinüber. Können wir für Sie etwas tun?"

„Es ist nichts zu tun," antwortete der Mann kurz. Er trank den Becher aus und reichte ihn Nan. Dann bat er mich um Tabak für die Pfeife. Anscheinend aber hatte ihm der Rum schon doch etwas zugesetzt, ich bemerkte, wie es in seinem Gesicht irrlichterte.

Während er seine Pfeife stopfte, sah ich nur seine buschigen Augenbögen.

Edgar und Lilian waren jetzt mit ihrer Arbeit fertig und kamen heran.

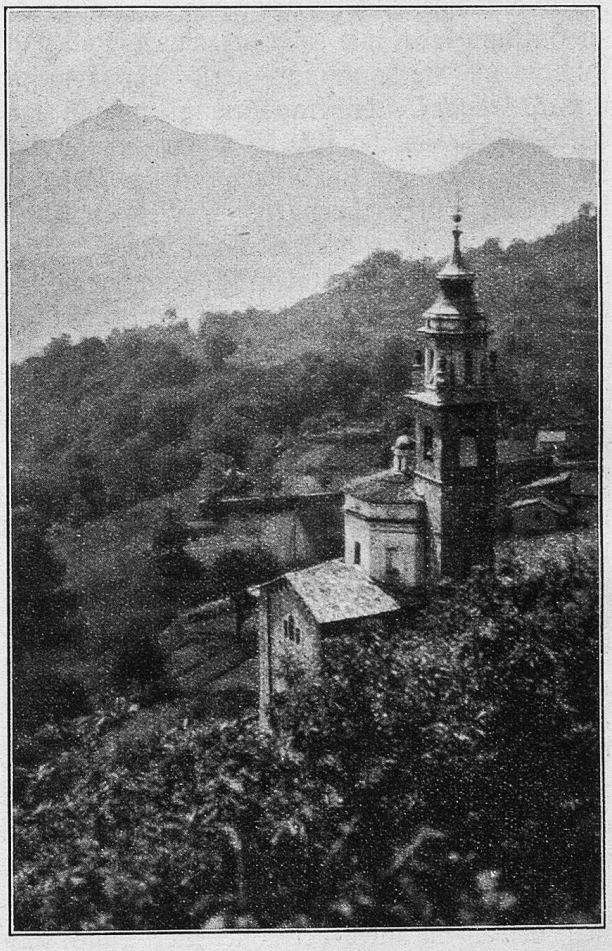
„Es ist kalt," sagte Nan und schüttelte sich.

Wir machten kein Feuer wie sonst an, sondern gingen bald alle in die Hütte, und Nan machte dort im Herd Feuer. Wir stellten unseren Teekessel auf. Der Mann wollte uns unbedingt etwas zum Essen vorsetzen, er habe Fische draußen in einem Wasserloch. Wir schätzten, daß wir immer noch genügend Proviant für die beiden Tagesreisen flußabwärts hatten und luden den Mann ein, mit uns zu essen. Lilian machte sich am Herd zu schaffen, sie war unser Koch und verstand die Sache weit besser als Nan. Wir tranken Tee und rauchten unsere Pfeifen rund um den kleinen Wandtisch. Der Alte und ich saßen auf der Bettstelle. Draußen dämmerte es. Wir waren eigentlich sehr stumm. Die merkwürdige Verhaltenheit des Mannes spannte auch uns. Wir hörten dem Feuer im Herd zu. Edgar nahm eines der alten Magazine vom Regal und blätterte darin. Ich hörte den Atem des Mannes, er schnaufte wie in innerer Erregung. Nan machte auf Deutsch ein paar Bemerkungen zu mir. Dann sprachen Edgar und Nan etwas miteinander. Plötzlich stieß das Holzbein am Boden auf, der Alte erhob sich und entzündete die Petroleumlampe über dem Tisch. Ein Qualm von Tabakrauch stand im Raum. Der Mann drehte sich wieder zu mir und sagte ganz nahe, leise und mit stoßender Stimme: „Wollen Sie etwas für mich tun?"

Ich nickte.

„Kommen Sie," sagte er.

Ich folgte ihm hinaus. Bei der Tür nahm er eine Blechlaterne von einem Nagel an der Wand. Das verwunderte mich einigermaßen. Draußen blieb er stehen und entzündete die Kerze in der Laterne. Ich sah, daß seine Hände



Carona. Phot. Paul Knechtli, Zürich.

zitterten. Es war nun fast schon ganz finster, und die Baumgruppen still und schwarz. Ich hörte das Wasser fließen. Er reichte mir die Laterne.

„Sie verstehen etwas norwegisch?“ fragte er.

„Etwas, ja.“

Er zog eine Art Notizbuch aus seiner inneren Joppentasche. „Ich trage dies sechzehn Jahre hier,“ sagte er auf norwegisch und mit einer Erschütterung in der Stimme, die ich nicht vergesse. „Sie sind der erste Mensch, der es sieht. Ich bitte Sie, schicken Sie dies, wenn Sie drüben sind, an Katrin Peter und schreiben Sie dazu, daß ich tot sei. Die Adresse steht hinten.“

Ich starrte in seine plötzlich mächtigen Augen.

„Sie tun es, wenn Sie dies gelesen haben und wenn ich alles gesagt habe,“ sagte er.

Ich hielt das Ding in der Hand und wußte nicht, was damit anfangen.

„Gehen Sie dort ins Zelt und lesen Sie. Ich sehe nach den Fallen,“ sagte er mit einer erregten Bestimmtheit und drehte mir bereits den Rücken.

Ich war natürlich zu neugierig, um es nicht zu tun und kroch mit der Laterne ins Zelt. Ich fand meine Verbannung zuerst sehr komisch, und als Edgar später herauskam und mich so entdeckte, schickte ich ihn sogleich wieder hinein und bat ihn, auch Nan zu bitten, uns in Ruhe zu lassen, ich würde ihnen später alles erzählen. Das Büchlein, ein richtig altmodisches Notizbuch, war in keinem guten Zustand mehr, die Seiten vergilbt und die Schrift fast erloschen und außerdem unregelmäßig. Es wurde mir sehr schwer, alles zu entziffern und überhaupt zu verstehen, aber ich las fieberhaft und alsbald wie hellsichtig. Ich habe später einen kleinen Auszug daraus mir abgeschrieben und gebe ihn wieder. Das Tagebuch begann unvermittelt, nach 4 oder 5 Blättern mit allerhand Notizen, die sich anscheinend auf Ausrüstung, Proviant, auf ein Schiff, das „Viktorine“ hieß, bezogen. Mehrere Male kam die Bezeichnung Cap Mary und Alexandraland vor, dann eine Aufstellung der Beute und verschiedene Ortsbezeichnungen wie: „Nachtwendefelsen“, „Viktorinebucht“, „Mittagsberg“, „Robbenlager“. Dann begann der erschütternde Monolog der Aufzeichnungen jäh mit der Eintragung vom 11. Dezember:

„Ewald ist tot. Ich habe ihm nicht helfen können, obwohl ich alles versuchte. Der Schuß aus der Flintenfalle, in die er beim Nachtwendefelsen geriet, mußte ihm doch den Knochen verletzt haben, die Wundfäule kam dazu, das Bein schwoll immer mehr auf und sah furchtbar aus. Wenigstens kam er in den letzten Tagen kaum mehr zum Bewußtsein vor Fieber. Ich habe nun die Leiche im Nebenraum untergebracht, wo wir unseren Proviant und das Holz aufbewahrt haben und die Kälte sehr stark ist. Ich zimmerte ihm einen Sarg zusammen und beschloß, ihn doch in der Hütte zu behalten, denn die Schneedecke draußen macht es unmöglich, ihn zu begraben. Und ich will ihn nicht wilden Tieren als Beute überlassen.

12. Dezember. Die Stille nach Ewalds Hinscheiden ist unerträglich. Könnte er doch sprechen! Was soll ich tun? Ich habe keinen Mut mehr hinauszugehen. Die letzten beiden Tage hat es noch dazu gestürmt und die Kälte ist groß. Heute ist es wieder still, aber es liegt viel Neuschnee. Ich bin doch hinaus und habe drei Füchse erlegt. Ich wundere mich, daß ich die Tatkraft dazu aufgebracht habe. Jetzt sitze ich wieder ganz lahm da. Die Einsamkeit ist furchtbar. Ich will nicht schreiben und weiß auch nicht wozu, aber ich tue es unwillkürlich. Noch sieben Monate muß ich dies aushalten, bis die „Viktorine“ mich holen kommt. Gott helfe mir diesen fürchterlichen Winter zu überstehen.

15. Dezember: Ich kann nicht mehr schlafen. Ich höre nichts als unsere Uhr ticken und das macht mich verrückt. Ich ziehe sie trotzdem unnötig oft auf, nur aus Angst, sie könnte stehenbleiben. Es ist den ganzen Tag über dunkel. Die Polarhelle der Nacht nimmt immer noch zu. Ich war wieder beim Nachtwendefelsen und habe die Falle gerichtet. Ewald wußte doch, wie ich, wie der Draht lief. Ich hatte ihn nicht verlegt. Ich wünschte, ich wäre an Ewalds Stelle.

18. Dezember: Es wird immer schlimmer. Heute ging ich, um Fallen zu untersuchen. Ich bekam plötzlich große Angst. Mir ist, als ob Ewald nachts spricht. Wenn ich fortgehe, verfolgt er mich. Gestern Nacht redete er über Katrin. Ich schrie hinüber, er solle schweigen. Als er still war, ging ich hinüber. Er lag da und lachte.

20. Dezember: Heute Nacht sprach Ewald wieder. Er wiederholte immer dasselbe Wort: Schußfalle. Und dann schrie er: Katrin liebt doch mich. Ich sah ihn in der Tür stehen, wie er das schrie. Er lacht immer.

21. Dezember: Heute am Tage habe ich einen Bären erlegt und sein Blut getrunken. Seither

fühle ich mich etwas besser und konnte schlafen, und Ewald redete nicht.

24. Dezember: Heute ist Christnacht. Wenn ich einmal nach Hause komme, Katrin, werde ich immer für dich sorgen. Gott wird uns gnädig sein, denn meine Buße ist groß.

26. Dezember: Wieder habe ich ein Tier erlegt, einen Seehund, und sein Blut getrunken. Aber es geht mir nicht gut. Kein Mensch kann sich vorstellen, wie furchtbar diese Einsamkeit ist. Ich höre jetzt nachts wieder Ewald sprechen und manchmal ist es, als spreche er mit Katrin. Sie reden über mich und daß ich ihn getötet habe. Oft ist es, als ob wir daheim wären und Katrin ist bei Ewald in der Kammer.

1. Januar: Gott soll meine Beichte hören: Ich habe zwar seinen Tod gewünscht, ihn aber nicht in den Tod getrieben. Der Schuß aus der Falle konnte ebensogut mich treffen. Ich will dies auch Katrin beichten, wenn ich nach Hause komme. Nur Ewald soll jetzt schweigen!

12. Januar: Nein, ich will nicht sterben, obwohl es furchtbar ist, so zu leben. Nun ist es erst ein Monat her. Sechs Monate soll ich dies noch ertragen. Aber ich will nicht sterben, sondern standhalten. Katrins wegen.

20. Januar: Du hast mir doch Katrin genommen, Ewald! Sie und ich gehörten zusammen, aber du hast sie mir genommen und mich unglücklich gemacht. Gott ist mein Zeuge, daß ich es litt, weil du mein Bruder warst. Du hast sie nicht so geliebt wie ich, aber sie dich, weil du mächtiger warst. Du durftest es und ich nahm es hin. Ich war immer zu weich, wenn es gilt. Ich konnte nur wünschen. Als ich sah, wie es stand, damals auf der Hochzeit von Arne Lie, da gab ich dich ihm. Aber ich hörte nicht auf zu wünschen.

24. Januar: Ich gehe jeden Tag auf die Jagd. Heute begegnete ich einem Seehund. Ich sprang ihm entgegen, um ihm den Speer in die Seite zu stoßen. Als ich den Speer schwang, sah mich der Seehund an wie ein Mensch, und ich hatte das Gefühl, daß ich auf meinen Bruder Ewald losginge. Furchtbare Angst bemächtigte sich meiner. Während ich den tötlichen Stoß führte, schloß ich die Augen. Ich habe sein Blut nicht getrunken.

28. Januar: Wenn ich die Hütte verlasse, verrammle ich die Tür zu dem Raum, wo Ewald liegt, aus Angst, er könnte aufstehen und in die Stube kommen. Und oft empfinde ich mich selbst wie ein Geist. Ich bin bei Sinnen und doch nicht. Wenn ich Ewald nur begraben könnte!

10. Februar: Ich will nicht sterben. Ich hatte vor jedem Seehund Angst, aber heute habe ich mich überwunden und wieder Blut getrunken. Ich bin dem Skorbut bisher entgangen, weil ich die ganze Zeit hindurch frisches Blut getrunken habe.

16. Februar: Ich werde Katrin alles sagen und sie richten lassen. Nur so kann ich Gott entrinnen. Ich habe dies Ewald gesagt, als er mir wieder drohte. Wenn ich nur dieser furchtbaren Einsamkeit standhalte!

3. März: Es wird immer heller und ich habe Hoffnung. Auch Ewald ist jetzt still.

9. März: Gestern habe ich einen Bären geschossen, seit langer Zeit wieder. Heute stürmt es. Es wird jetzt häufiger Stürme geben. Ich habe von der Tür weg einen Gang gebaut, daß ich nicht ganz unter Schnee begraben werde. Ewald ist still.

20. März: Schwere Stürme in einem fort. Aber heute sah ich zum ersten Mal, daß die Sonne wieder da ist. Ich muß viel arbeiten, um mich vom Schnee freizuhalten. Ewald ist ganz ruhig und alles ist besser.

18. April: Nun ist der Sommer bald da. Die Sonne steht am blauen Himmel. Aber ich weiß nicht, was ich mit Ewald anfangen soll. Es ist noch immer unmöglich ihn zu begraben, denn der Schnee liegt drei Meter hoch.

10. Mai: Endlich habe ich heute Ewald begraben können und ich habe ihn ins Meer versenkt. Neun schwere Steine habe ich dazu gebraucht. Wenn doch nun bald die Victorine käme! Ich habe zwei Füchse geschossen und ein Junges zu mir genommen. Es soll mir Gesellschaft leisten."

Ich habe mir damals auf unserer Heimreise am Schiff nicht mehr als diesen Auszug abgeschrieben; heute tut es mir leid.

Während ich im Zelt saß und fieberhaft las, hörte ich den humpelnden Schritt des Mannes draußen. Ich merkte, wie er vor dem Zelt stehen blieb und wartete. Ich hörte ihn schnaufen und da kroch ich hinaus und ließ die Laterne hängen. Ich sah die Gestalt gegen den matten Himmel stehen und hörte den Fluß ziehen. Wir sahen unsere Gesichter nicht, aber standen ganz nahe voreinander.

„Warum soll ich schreiben, daß Sie tot sind," fragte ich.

„Ich hätte das vor vierzehn Jahren schon schreiben lassen müssen," sagte er.

„Weiß Katrin, wo Sie sind?"

„Sie wußte, wo ich früher war. Ich bat sie zu kommen."

„Sie schrieb nicht?"

„Nein."

„Der Brief kann sie nicht erreicht haben. Sie waren doch bald da und bald dort?"

„Ja."

„Sagten Sie ihr damals alles?"

„Ich wagte es nicht mehr, als ich sie wiedersah."

„Sie heirateten dann?"

„Ja. Aber dann sprach sich herum, ich habe Ewald getötet."

„Warum zeigten Sie ihr dies dann nicht?" Ich hielt das Buch in die Höhe.

Der Mann schnaufte.

„Begreifen Sie nicht, daß ich nicht mehr konnte, nachdem ich vorher nicht den Mut hatte, ihr alles zu sagen. Ihr Glaube stand nicht mehr in meiner Macht. Auch meiner nicht mehr. Sie allein besaß ihn, sie allein mußte entscheiden. Aber ich sah, wie sie sich quälte. Ewald ging wieder unter uns um. Ich wagte sie nicht mehr zu berühren. Ich war reich geworden in jenem Winter, aber ich wünschte mich wieder an Ewalds Stelle. Ich ertrug ihre Augen nicht mehr. Katrin sagte nie etwas, und ich konnte auch nichts sagen, denn ich war nicht so rein im Herzen. Aber ich flehte innerlich um ihre Frage. Katrin war immer so still und trug alles in sich, und das war das Unerträgliche. Auch damals schon, als Ewald sie nahm. Sie war eine entfernte Verwandte von uns und kam auf den Hof, als die Mutter starb und wir Brüder allein blieben. Katrin und ich waren gleichen Alters. Ewald war älter. Eines Tages ging ich dann fort. Ich hinterließ Katrin alles Geld, das ich auf der Bank von Tromsö von den Pelzen her liegen hatte."

Ein paar Sekunden lag Stille auf uns. Ich bemühte mich zu denken und einen Rat zu finden. Ich hörte den Ruf unsichtbarer Vögel vom Wasser her.

„Würden Sie nicht wollen, daß Katrin kommt?" fragte ich.

Ich sah sein Gesicht kaum, er schüttelte den Kopf.

„Und wenn ich ihr schriebe, wie alles steht?" fragte ich.

„Das dürfen Sie nicht."

Ich griff nach seiner Schulter.

„Lieber Freund", sagte ich, „überlassen Sie mir das zu tun."

„Nein."

„Ich kann nicht schreiben, daß Sie tot seien."

„Dann geben Sie mir bitte das Buch zurück."

„Was wollen Sie eigentlich?" fragte ich heftiger.

Ich hörte ihn schnaufen und sein Holzbein aufschlagen.

„Ich will endlich das Wünschen begraben und Katrin befreien. Sehen Sie denn nicht, daß alles zu spät wäre. Ich will auch meine Angst begraben und will nicht wissen, was aus Katrin geworden ist. Es sind vierzehn Jahre her. Man muß doch einmal sterben für das, was war."

„Wie alt sind Sie eigentlich?" fragte ich nach einer Pause.

„Neunundvierzig."

Der Mann hätte zehn Jahre älter sein können, so wie er uns vorkam.

„Und wenn Katrin auf Sie wartet?" sagte ich. Der Mann antwortete nicht. Ich hätte in diesem Augenblick gerne sein Gesicht gesehen.

„Sie sollen mich nicht versuchen," röchelte er.

„Wenn sie aber wirklich auf Sie wartet?" fragte ich noch einmal.

Ich hörte, wie er mit seinem Stock an sein Holzbein schlug.

„Nein," sagte er schließlich.

„Hier nehmen Sie Ihr Buch," sagte ich.

Er nahm es und hielt es in der Hand. Wir rührten uns nicht. Plötzlich ergriff er meinen Arm. Er hatte eiserne Hände.

„Wenn man vierzehn Jahre den Fluch auf sich genommen und die Einsamkeit gelernt hat, dann fürchtet man sich vor der Hoffnung."

„Unsinn!" sagte ich, „Ihr Norweger seid so verrückt! Ihr fürchtet euch vor der Seele, weil ihr sie zu sehr liebt. Ihr dreht dem Glück den Hals ab vor lauter Liebe. Sie werden mir das Buch noch lassen."

Ich erkannte nicht, lachte der Mann oder schluchzte er. Er hielt mich noch immer.

„Holen Sie die Laterne aus dem Zelt," sagte er. Als ich mich umdrehte, faßte er mich noch einmal.

„Da, nehmen Sie das Buch," sagte er.

Ich nahm es und kroch ins Zelt. Ich hatte sofort das Gefühl, daß ich den Mann nicht mehr sehen würde, weder, wenn ich wieder herauskäme, noch später. Ich hörte nur noch seinen Holzfuß, als ich hervorkam.

Ich ging hinüber in die Hütte und verzehrte mit den anderen unser Mahl. Wir sprachen nichts über die Sache und auch später im Zelt nicht, die unsichtbare Anwesenheit des Mannes verbot es mir. Einmal gegen Morgen glaubte ich von der Hütte her etwas zu hören, der Mann war wohl, nachdem wir ins Zelt gegangen waren, gekommen, und nun machte er sich wieder davon.

Ein paar Stunden später fuhren wir dann weiter flußabwärts.

Ich weiß kein Ende dieser Geschichte, bloß einen Brief Katrin Peters erhielt ich vor kurzem, worin sie mir für alles dankte.

Die Seefahrer.

Die Stirnen der Länder, rot und edel wie Kronen,
Sahen wir schwinden dahin im versinkenden Tag.
Und die rauschenden Kränze der Wälder thronen
Unter des Feuers dröhnendem Flügelschlag.

Die zerflackenden Bäume mit Trauer zu schwärzen,
Brauste ein Sturm, sie verbrannten wie Blut,
Untergehend schon fern. Wie über sterbenden Herzen
Einmal noch hebt sich der Liebe verlodernde Glut.

Aber wir trieben dahin, hinaus in den Abend der Meere.
Unsere Hände brannten wie Kerzen an.
Und wir sahen die Adern darin, und das Schwere
Blut vor der Sonne, das dumpf in den Fingern zerrann.

Nacht begann. Einer weinte im Dunkel, wir schwammen
Trostlos mit schrägem Segel ins Weite hinaus.
Aber wir standen am Borde im Schweigen beisammen,
In das Finstere zu starren. Und das Licht ging uns aus.

Eine Wolke nur stand in den Weiten noch lange,
Ehe die Nacht begann in dem ewigen Raum,
Purpurn schwebend im All, wie mit schönem Gesange
Ueber den klingenden Gründen der Seele ein Traum.

Heym.

Eine Frau wird zweimal unsterblich.

Von Dr. Wilhelm Müller.

66 Jahre sind es her, daß in dem bescheidenen Heim des Warschauer Gymnasialprofessors für Physik Johann Sklodowsky das vierte Kind das Licht der Welt erblickte. Dieses Mädchen erhielt bei der Taufe den Namen Marie. Zwischen den Destillierkolben, Chemikalien und physikalischen Instrumenten des väterlichen Laboratoriums wuchs das Kind auf. Nachdem die junge Studentin unter großen Entbehrungen die Mittelschule absolviert und die Reifeprüfung abgelegt hatte, beschloß sie, sich gleich ihrem Vater der Physik zuzuwenden.

Als Erzieherin.

Aber der mit vier Töchtern gesegnete Professor Sklodowsky, der mittlerweile seine Frau verloren hatte und mit schweren Geldsorgen kämpfen mußte, vermochte die Kosten für das Studium seiner Tochter nicht aufzubringen. So blieb denn Marie nichts anderes übrig, als sich als Erzieherin zu verdingen: Groschen für Groschen legte sie beiseite, um ihren Traum verwirklichen zu können. Als sie dann die nötigen Reisespesen beisammen hatte, fuhr sie kurz entschlossen nach Paris und ließ sich in der Sorbonne einschreiben, um dort Physik zu studieren, trotzdem sie bereits 24 Jahre alt war. Durch Sprachunterricht fristete sie in Paris schlecht und recht ihr Dasein.

Gemeinsam darben — gemeinsam forschen.

Während dieser im Elend zugebrachten Universitätsjahre wurde sie mit einem blutarmen